

TOPOGRAFIEN DES KÜNFTIGEN TOPOGRAFÍAS DE LO VENIDERO



(c) Sandra Feferbaum

Wir hätten es wissen müssen (Tendríamos que habernos dado cuenta), Lucy Fricke

Éxtasis vegetal (Pflanzenekstase), Gabriela Cabezón Cámara

**Urlesung: 28. Mai 2019, Instituto Cervantes Berlin
Leído por primera vez en vivo el 28 de mayo de 2019,
Instituto Cervantes de Berlín**



Der Regierende Bürgermeister
von Berlin
Senatskanzlei



**Ibero-Amerikanisches
Institut**
Preußischer Kulturbesitz



Wir hätten es wissen müssen

Von Lucy Fricke

Weißt du noch, wie ranzig das hier damals war? Ein trübes, dunkles Loch ist das gewesen, und am Ende leuchtete Aldi. Und der Schlachter, bei dem wir außer Gelbwurst nichts kauften. Gelbwurst, gibt es die überhaupt noch? Hier jedenfalls nicht mehr. Hier gibt es jetzt: Tofu Tussi, Bio Smoothies, Unami Japan, Britzer Kräuter, Fair Trade Gin und Kettenfett Lakritzlikör. Fast 3.000 Quadratmeter ausgesuchtes Leben.

Einzig das Billardeck am Lausitzer Platz steht noch da wie eine Bastion. Niemals tranken wir dort Bier.

Weißt du noch, Tre Dici, der ramschige Italiener nebenan? Wo wir immer saßen und Spaghetti Aglio e olio aßen, weil es das einzige war, was man dort essen wollte. Wie wir zum Besitzer sagten, du musst die Tropfsteinhöhle von der Decke kloppen und die Plastikstühle rauswerfen, dann werden sie dir die Tür einrennen. Wie er uns auslachte und sagte, in dieser Gegend sei einfach nichts zu holen und nach Charlottenburg zog. Der arme Kerl hatte die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Nach ihm übernahm eine Pizzeria, riss die Höhle raus, strich die Wände weiß und stellte Holztische auf den Platz. Schon bald musste reservieren, wer eine Calzone essen wollte. In unserem Steuerbüro gab es kurz darauf vietnamesische Suppen und im Internetcafé eröffnete eine Eisdiele. Die neuen Mieter in unserem Haus zahlten für ihre Wohnung das Doppelte. Wir hatten keine Ahnung, was ein Mietvertrag einmal wert sein könnte, wenn er nur alt genug war.

Schnell sind wir die Gestrigen geworden. Als wir vor zwanzig Jahren nach Kreuzberg zogen, gehörten wir schon zu denen, die heute das Problem sind. Wir waren unser eigenes Feindbild, und taten so, als wüssten wir es nicht besser. Brüsten uns damit, dass wir die ersten waren. Ja, wir waren zuerst da, und damit fing das ganze Dilemma an.

Die Halle war ausgestorben damals. Ein Drogeriemarkt, der Schlachter, der Aldi-Markt und in der Mitte Inge, bei der wir niemals Filterkaffee

tranken. Zumindest nicht bevor 2009 die Versammlungen begannen. Jeden Samstag schleppten wir Stühle und trafen uns, wir, die Anwohner. Zu einem Anwohner wird man erst, wenn die Scheiße am Dampfen ist. Vorher waren wir Nachbarn, dann eine Gruppe im Kampfmodus. Saßen bei Inge und verteidigten die alte, versiffte Markthalle gegen die Übernahme einer Supermarktkette. Wir redeten von der „Kultur des Marktplatzes als Stadt in der Stadt, als Anfang und Verdichtung allen städtischen Lebens.“

Damals ging das los mit der Sehnsucht nach lokal, regional, nachhaltig. Kleine Händler, die man beim Namen kennt und die wissen, was wir brauchen, weil wir immer da sind, gar nicht mehr wegzudenken sind. Wir wollten uns alle treffen beim Einkaufen und Kaffee trinken, weil alles so schön wäre hier und wir alle Zeit hätten ohne Ende, unser Leben ganz und gar perfekt, ein einziger Traum wären wir. Wir schrieben „Halle für alle“ auf Flugblätter und glaubten wirklich, dass es „alle“ gab, ohne Unterschiede. Dass alles so bleiben könnte, wie es war, nur eben ein bisschen weniger Siff, nur ein bisschen mehr gut. Und dass dabei niemand zu Schaden kommen würde, das glaubten wir auch.

Jetzt können wir unsere Naivität nicht fassen. Wir haben verhindert, was wir nicht wollten und bekommen, was wir verdienen, bloß bezahlen können wir es nicht mehr. Ja, hübsch ist sie geworden, das müssen wir zugeben, wenn wir die Markthalle den angereisten Freunden zeigen. Das haben sie schön gemacht, sagen wir, die neuen Eigentümer, an deren Seite wir standen, und zeigen auf die alte Struktur der Stände, die sanierten Gitter mit den eingefassten Nummern oben drüber, kleine Zellen des Konsums.

Früher war hier KiK, es stank nach billigen Blusen und Halloween-Deko. Die hatten sich eine Halle in die Halle gesetzt, fast so groß wie der Aldi-Markt gegenüber und da war nichts mit Flanieren. Wenn man zwischen Aldi und KiK durch die Halle ging, wollte man so schnell wie möglich nur noch raus. Es war ein Ort des Zerfalls. Wenn wir nach oben blickten und in die hinteren, verrammelten Gänge, konnte man da die Schönheit verrotten sehen. Zumindest wenn man einen Blick dafür hatte und den hatten wir, sonst wären wir nicht ausgerechnet hierher gezogen.

Wir waren die, die das Potenzial sahen und gleichzeitig wünschten, es möge unentdeckt bleiben.

Mit Freunden kauften wir damals ein Rind mit dem Namen Kevin. Wir sahen es auf der Weide stehen und später in der gekachelten Kammer am Haken hängen. Wir besorgten eine Kühltruhe für das Fleisch und am Ende des Jahres trafen wir uns, um die letzten Innereien zu vertilgen. Das ist zehn Jahre her, das war die Zeit, in der es begann. Aber das wissen wir erst jetzt, wenn wir in der Markthalle 9 sitzen, wo einer aus der Clique inzwischen einen Laden betreibt, in dem die Angestellten umherwuseln und die Leute Schlange stehen. Wo der Schlachter Kumpel&Keule heißt und ein Porträt in der Süddeutschen bekommt. Wo alles zu einer Bewegung und Essen zur Religion geworden ist. Wo es beim Steinecke-Bäcker keine Kümmelbrötchen mehr gibt, sondern bei Sironi hausgemachtes Focaccia. Wo die Touristen aus Bussen steigen und der Milchschaum die richtige Konsistenz haben muss.

Wo in jeden leerstehenden Laden ein Café einzieht und trotzdem sind alle voll. Wer kann denn bloß so viel Flat White trinken? Wo die Mieten explodieren und wir mit Panik auf unseren alten Verträgen sitzen. Wir fühlen uns wie Urgesteine mit der einzigen Hoffnung, dass man ausgerechnet uns in Ruhe lässt. Als wäre es möglich, dass es immer nur die anderen trifft. Als käme man so durch dieses Leben.

Und jetzt soll der Aldi-Markt raus, dieser letzte Rest von damals, diese letzten Quadratmeter alter Normalität. Wieder Flugblätter, wieder Demos, wieder Stühle rücken und Kaffee bei Inge. „Aldi muss bleiben“ ist der verrückteste Kampfruf, den man in Kreuzberg je hörte. Weil auch die Übriggebliebenen noch irgendwo einkaufen müssen, die, die noch eine Kohleheizung haben und nicht wegsaniert wurden.

Wir kämpfen für uns selbst, weil wir inzwischen wissen, dass es jeden treffen kann. Weil die Mieten so teuer geworden sind, dass uns das Geld fehlt für ein Stück vom Rind, dessen Namen wir kennen. Weil man auch mal billiges Olivenöl braucht. Weil wir das alles unterschätzt haben, weil wir die Dummen sind, die den Motor angeworfen haben. Wir wollten es doch nur schön haben, für uns, die wir hier waren, nicht für die, die uns jetzt die Wohnungen unterm Hintern wegkaufen. Wir hätten es wissen müssen.

Tendríamos que habernos dado cuenta

de Lucy Fricke

Traducción: Natalia Laube

¿Te acordás de lo venido a menos que estaba todo por aquel entonces? Un agujero turbio, medio oscuro. Al fondo brillaba el Aldi. ¿Y del carnicero, al que no le comprábamos otra cosa que no fuera *Gelbwurst*? *Gelbwurst*, ¿todavía existe? En todo caso, acá ya no. Acá lo que hay ahora es tofu, smoothies orgánicos, el Unami Japan, hierbas del Britz, gin *fair trade*, licor de regaliz Kettenfett. Casi 3 mil metros cuadrados de una vida diseñada. Solamente la Esquina del billar en el Lausitzer Platz quedó en pie, como una suerte de bastión de otros tiempos. Jamás tomamos cerveza ahí.

¿Te acordás de Tre Dici, el italiano cutre que estaba al lado? Donde parábamos y pedíamos spaghetti *aglio e olio*, porque era lo único que uno quería comer ahí. Y de cómo le decíamos al dueño “hacé algo con esa cueva de estalactitas y estalagmitas que decora el local y tirá las sillas de plástico y vas a ver cómo la gente se te agolpa en la puerta”. Cómo se nos rió en la cara y nos aseguró que en esta zona no pasaba nada y decidió irse a Charlottenburg. El pobre tipo no supo leer las señales de la época. Tras su partida vino una pizzería, le cambió por completo la cara al boliche, pintó las paredes de blanco, puso mesas de madera en la plaza. No pasó mucho tiempo hasta que resultó imposible ir a comer un calzone sin haber hecho reserva. La pequeña oficina del contador devino en un restaurante de sopas vietnamitas y en donde estaba el cybercafé abrieron una heladería. Nuestros nuevos vecinos empezaron a pagar el doble por su departamento que los que se habían ido. Hasta entonces, no teníamos idea de lo valioso que podía ser un contrato de alquiler viejo.

Muy pronto comenzamos a ser “los viejos”. Cuando hace veinte años nos mudamos a Kreuzberg, ya éramos parte de ese grupo que hoy trae problemas. Nosotros mismos éramos eso que en nuestro ideario funcionaba como un enemigo, aunque hiciéramos de cuenta que no lo sabíamos. Nos jactábamos de ser los primeros. Sí, claro, llegamos primero, y con nosotros comenzó el dilema.

El galpón estaba semidesierto en aquel entonces. Una droguería, el carnicero, el Aldi y en el medio el localcito de Inge en el que no solíamos tomar café de filtro. Al menos no lo hicimos hasta que en 2009 comenzaron las asambleas. Todos los sábados cargábamos nuestras sillas y nos reuníamos con los vecinos del barrio. Uno se convierte en “vecino del barrio” cuando la mierda ya está humeando. Pasamos de “vecinos del edificio” o “de la cuadra” a integrantes de un colectivo en modo batalla. Nos sentábamos en lo de Inge y planeábamos cómo defender el viejo y sucio galpón que querían convertir en filial de un gran supermercado. Hablábamos de “la cultura del mercado de compras, una pequeña ciudad dentro de una ciudad” y del “mercado como lugar de inicio y condensación de la vida urbana”.

Por ese entonces crecía la ansiedad por comprar “local, regional y sustentable”. Fantaséabamos con tener al alcance a pequeños comerciantes cuyos nombres conoceríamos, comerciantes que siempre supieran lo que necesitábamos, simplemente porque casi todos los días habríamos de ir a comprarles, porque nos la pasaríamos en su puesto y porque ya sería imposible imaginarse aquel lugar sin nosotros. Queríamos cruzarnos entre nosotros en cada compra, de paso tomar un café por el simple y hermoso hecho de pasar el tiempo allí, en el mercado, y porque tiempo era lo que nos sobraba, ¡nuestra vida era perfecta y todos juntos nos fundíamos en un sueño conjunto! Escribíamos volantes con la consigna “Halle für alle” (“Mercado para todos”) y realmente estábamos convencidos de que podía existir un “todos” sin distinciones. Que todo podía quedar como estaba, con un poco menos de mugre, con algunas mejoras. Y que todos estos cambios no le harían daño a nadie: de eso también estábamos convencidos.

Y ahora no podemos creer lo ingenuos que fuimos. Logramos evitar lo que queríamos evitar y conseguimos aquello por lo que habíamos luchado, pero ya no lo podemos pagar. Sí, el mercado quedó hermoso, eso debemos reconocerlo cada vez que entramos para pasear por ahí a algún amigo recién llegado a Berlín. “Lo pusieron lindo...”, decimos, “los nuevos dueños, de cuyo lado supimos estar”. Y a continuación señalamos la vieja estructura de los puestos, las rejas recicladas con los números empotrados, separando cada una de las cabinetas de consumo.

Acá supo haber un KiK, y por ese entonces esto apestaba a blusas baratas y decoración de Halloween. KiK había armado su propio galpón dentro del galpón: era casi tan grande como el Aldi de enfrente y no ofrecía demasiado material para el *flaneur*. Cuando pasabas entre el Aldi y el KiK lo único que querías era huir lo más rápido posible de ahí. Era un sitio de ruinas. Pero si mirabas hacia los pasillos largos, atestados de cosas, era posible descubrir la belleza que encerraba aquel desmoronamiento. Al menos si tenías un poco de ojo para estas cosas, y nosotros lo teníamos, si no nos hubiésemos mudado acá. Fuimos parte de los que vieron el potencial y a la vez desearon que nadie más lo descubriera.

Por ese entonces, con un grupo de amigos compramos un ternero llamado Kevin. Primero lo vimos en la pradera y luego colgado de un gancho, en la cámara de refrigeración. Conseguimos un congelador amplio para guardar toda la carne y a fin de año nos encontramos para devorar las últimas achuras que habían sobrado. Eso sucedió hace diez años, el tiempo en que comenzó todo esto. Pero de todo “esto” nos podemos dar cuenta recién ahora, sentados en la Markthalle 9, ahora que uno de aquella banda incluso administra un local acá y los empleados van y vienen y la gente espera en fila para ser atendida. Ahora que el carnicero tiene un local llamado “Camarada Pata & Muslo” y su retrato va a parar a la *Süddeutsche Zeitung*. Ahora que cualquier cosa puede ser “un movimiento” y la comida devino religión. Ahora que ya no hay pancitos de comino en Steinecke sino focaccia en Sironi. Ahora que los turistas se bajan de los buses en hordas y la espuma de la leche tiene que tener la consistencia perfecta. Ahora que cualquier local se convierte en un café y todos están llenos (¿quién puede tomar tanto flat white?). Ahora que los precios de los alquileres se van por las nubes y nosotros nos aferramos a nuestros viejos contratos con pánico. Nos sentimos veteranos cuyo único deseo es que nos dejen en paz. Como si fuera posible que las balas pasen cerca pero toquen siempre a otros. Como si se pudiera ir así de sencillito por esta vida.

Y ahora dicen que Aldi también tiene que volar, el último remanente de aquellos tiempos, los últimos metros cuadrados de nuestra antigua normalidad. Nuevamente los volantes, las marchas, devuelta arrastrar sillas y tomar café en lo de Inge. “Aldi debe permanecer” es la consigna

más ridícula que alguna vez se haya gritado en Kreuzberg. Pero en algún lado tiene que poder abastecerse el resto de nosotros, los que siguen calentando sus casas con estufas de carbón y todavía no fueron echados del barrio.

Luchamos por nosotros mismos, porque entretanto hemos aprendido que esto le puede tocar a cualquiera. Porque los alquileres subieron tanto que no nos alcanza el dinero para un pedazo de carne proveniente de una vaca cuyo nombre conozcamos. Porque también hace falta, cada tanto, comprarse un aceite de oliva barato. Porque hemos subestimado la situación, porque somos los tontos de esta historia, los que pusieron en marcha el motor. Solamente teníamos ganas de que el mercado se viera bien, que fuera un lugar lindo para nosotros, los que ya estábamos acá, no para aquellos que llegaron después y vienen a comprar, a quitarnos, las casas que nosotros alquilamos. Tendríamos que habernos dado cuenta.

Éxtasis vegetal

de Gabriela Cabezón Cámara

1.

Hay un roble en mi ventana. Empieza mayo y tiene las hojas de un verde medio amarillo, claro, cálido. Las hojas jóvenes, de este roble y de todos los árboles, tienen otra manera de estar ahí en el cielo que ellas hacen, se mueven distinto. Tal vez es porque son más chicas de lo que van a ser o porque tienen una configuración espacial menos plana, son ondeadas, más dadas a los volados en los bordes: todavía les quedan rastros de la capullez que las contuvo hasta que pudieron desplegarse, hace, es evidente, todavía no muchos días y se mueven con movimientos más cortitos y juguetones, hojas cachorras a los saltitos parecen. La mañana siguiente a mi llegada lo vi al roble, cuando me desperté con esfuerzo después de pocas horas de sueño y de un vuelo larguísimo, como 18 horas contando escala, y con un jet lag que me mareaba: venía de Bogotá y allá es siete horas más temprano que acá. Acá es Berlín a las orillas del lago Wannsee. Desde que alguna vez remé de noche sobre los ríos y arroyos de las islas del Delta del Paraná sé que los ríos y los arroyos y los lagos y las lagunas son animales que están hechos de agua y de muchos animales, y es por esas remadas que le veo lomo al Wannsee y es por el sol y la brisa que se lo veo reverberando. Está siendo un estrellerío el lomo del lago. Y las hojas cachorras de este roble se bambolean aureoladas y con venas luminosas porque los árboles son del cielo y de los astros y hacen vida de la luz. Vi todo esto cuando me levanté medio dormida y con un jet lag feroz, así que salí para Kreuzberg en un trip de éxtasis vegetal.

2.

¿Valdrá como relato de Kreuzberg el viaje a Kreuzberg? Ignoré el mal humor de la vendedora de boletos ante esta pasajera que no entiende alemán —imagino que no somos tantos los extranjeros que andamos por Wannsee porque la condición de extranjería suele inclinar al centro de las ciudades— y busqué un rato la máquina de “stamp the ticket”. Hasta que logré subir al tren indicado y mirar por la ventana y encantarme más de lo que ya estaba: hay un bosque ahí al lado de la vía. Está en Nikolassee y esa mañana se me tramó en la cabeza con el roble de mi ventana y con

todo lo que vengo leyendo acerca del mundo vegetal, ese mundo que crea al nuestro: son los únicos seres, las plantas, que no se comen a otros, que tienen sol y agua y tierra como insumos y con eso nomás nos hacen el aire que respiramos. Dice de las plantas el filósofo italiano Emanuele Coccia que “es por ellas y a través de ellas que nuestro planeta es una cosmogonía en acto, la génesis constante de nuestro cosmos”.

Algo de esto, de la contemplación del mundo vegetal y animal, del amor de esos mundos, me llevó hace un tiempo a empezar a estudiar el *giro animal* y esas lecturas, y las pestañas exquisitas de los ojos de mis animales y de los que no son míos, sus cuerpos bailando y haciéndole la alegría de la vida a la vida misma, su estar mudo y presente, algo de todo eso me empezó a abrir dimensiones de pensamiento y fuerza de cuya existencia apenas tenía algún indicio hasta hace poco. También me va a complicar el paseo en el Markthalle: una vez vistos los animales como lo que son, seres que sienten y tienen tanto derecho a vivir una vida como nosotros, y una vez visto el infierno sin fin y sin fisura al que los somete la industria alimentaria, ya no puedo comerme esos salames que cuelgan de los puestitos encantadores y hipsters. Son encantadores y hipsters del mismo modo, con la misma decoración incluso, que todos los barcitos y pequeños restaurantes que florecen en los barrios gentrificados de las ciudades de Occidente o por lo menos de las que yo conozco que son varias pero tampoco tantas. “Hipsters” dijo Lucy Fricke, mi anfitriona en este paseo barrial, para referirse a los tres tipos que no terminé de entender si son los dueños del mercado pero entendí que tienen el poder de decidir qué pasa ahí adentro. Me va a contar la movida de resistencia barrial que evitó que se hiciera del Markthalle un gran supermercado. Y la contradicción que siente hoy, cuando parte de la gente de Kreuzberg no puede pagar la comida orgánica que se vende en su mercado y los tres hipsters quieren sacar de sus dominios al Aldi.

Pero ni los hipsters ni la industria alimentaria ni la gentrificación me van a oscurecer el día: el roble del despertar, el bosque de Nikolassee, los muchísimos árboles y flores que hay en el camino de Kreuzberg que Lucy nos traza y la vida del canal que está casi en la puerta de su casa: justo cuando lo cruzábamos, y un montón de gente de todos colores también, pasaban por abajo del puente una legión de patos y cisnes de edades diversas y diversos colores, tan serenamente, tan hermosamente pasaban

que parecían, con su mera presencia, darle sentido a todo. ¿Qué otro sentido que vivir podría tener la vida? El despliegue de la potencia del cuerpo y la majestad de moverlo como y cuando y hacia donde el cuerpo pida. Y eso hacíamos también nosotras tres, nos acompañaba Natalia Laube que ese día oficiaba de intérprete, mientras la charla discurría plácidamente. Lucy nos narró la tradición de resistencia aguerrida que supo tener su barrio y el barrio nos la ilustró: los ventanales del hotel Orania tienen su transparencia atravesada por un buen par de piedrazos, con esa forma hermosa como de tela de araña con el centro denso más o menos circular y las líneas que le arman un radio de fuga que se adelgaza hasta la desaparición. El dibujo del impacto de los piedrazos en los vidrios me recuerda las trazas de las ciudades. Las ciudades también son impacto.

Del otro lado de los ventanales del Orania, una pareja saludó a Lucy y entramos a tomar un café y toda la resistencia y el impacto de los impactos de las piedras se disolvió en una atmósfera de bienestar burgués un poco a la manera de las obras de arte contestatario y callejero en los museos, como las de los Serigrafistas Populares en el Malba, para dar un ejemplo porteño. Habrá que revolverse y hacer la revuelta en esta ambigüedad: así están dadas las cosas en buena parte del mundo, me parece. No me va a desmentir la próxima posta, el Bethanien, un ex hospital luterano okupado en los 70 y devenido museo y centro cultural, con su restorán bonito y sus salas de exposición y de talleres diversos: es resistencia y es gourmet.

Yo me detuve en el tilo que hay, entre muchos otros árboles, más o menos cerca de la puerta: su tronco ancho, sus hojas verdes y lustrosas de un lado, medio plateadas y peludas del otro, me imaginé sus conexiones subterráneas con los otros árboles, con los que están cerca y lejos, con los de Nikolassee y con los de la orilla del Wannsee, con los de todos los parques y bosques que los berlineses lograron preservar de la voracidad criminal del capitalismo tardío, me imaginé las raíces blancas en la tierra húmeda y oscura surgiendo de semillas ínfimas pero con la potencia suficiente para penetrar el suelo con más fuerza que la de la gravedad y tejiéndole, al fin, un suelo a Berlín. Me gustó pensar eso, una ciudad que se apoya en el suelo que le sostienen los árboles que defiende y cuida, un sistema de colaboración interespecies, una hermosura, un

deseo para el mundo que de algún modo voy a ver manifestado en Prinzesinnengärten: el predio en el medio del barrio que te saca de la ciudad con sus hortalizas y flores, con sus árboles de troncos flacos y rectos, con sus panales de abejas. Es una huerta colectiva. Tiene varios *slóganes*. El que más me llamó la atención, y cómo podría ser de otro modo viniendo de un país que no tiene más motor económico que el extractivismo más cruel, dice “Grow commons not commodities”.

Pienso, y siento, en el planeta entero afectado por la sustracción de lo común, la apropiación de lo común por parte de unos pocos hijos de puta que generan expulsión, sufrimiento y exterminio de tantos y tanto en pos de una mayor rentabilidad, en este antropoceno que de futuro no propone más que el fin de la vida misma. Me acordé, mientras en esa huerta comunitaria miraba una cebolla, las hojas verdes y alargadas que se estiran hacia arriba desde el bulbo blanco asomándose en la tierra marrón, y las abejas que iban y venían con ese zumbido que les hacen las alas de tan veloces, me acordé, decía, de la idea de paraíso, lo que es decir de posapocalipsis, de Tomás de Aquino, lo que es decir del cristianismo: “En la innovación del mundo, tendrán mayor claridad y luz los astros del cielo, y por reflejo también los cuerpos de la tierra; no todos igualmente, sino que cada cual según su actitud. Entonces ya no habrá necesidad de animales ni de plantas, porque ellos fueron creados para conservar la vida del hombre”.

El paraíso del cristianismo es una roca abrasada por el sol y a ese desierto pareciera que nos están llevando y contra esta desertificación el trabajo más tremendo, más cruento y más épico y más ignorado lo tienen los pueblos que habitan las zonas que todavía no fueron tomadas por el extractivismo. En las ciudades trabajan los que resisten la tala, la privatización de los espacios, las comunidades que se organizan en pos de lo, justamente, común. Y contra esa desertificación todos los piedrazos vienen bien. Ha de ser por cosas como estas que se respira bien en Kreuzberg.

Pflanzenekstase

von Gabriela Cabezón Cámara

aus dem argentinischen Spanisch von Sarah van der Heusen

1.

Vor meinem Fenster steht eine Eiche. Der Mai fängt gerade an und ihre Blätter sind von einem gelblichen Grün, hell, warm. Die jungen Blätter von der Eiche und allen Bäumen haben eine andere Art da am Blätterhimmel zu sein, sie bewegen sich anders. Vielleicht weil sie noch kleiner sind als sie es sein werden oder durch ihre weniger flache räumliche Gestalt, weil sie wellig sind, rüschig an den Rändern: Sie tragen noch die Spuren der Knospe, die sie umschlossen hat, bis sie sich, offensichtlich erst vor wenigen Tagen, entfalten konnten, und sie bewegen sich mit kürzeren und verspielteren Bewegungen, wie herumspringende Welpenblätter. Am Morgen nach meiner Ankunft habe ich die Eiche gesehen, als ich nach wenigen Stunden Schlaf und einem langen Flug, etwa 18 Stunden mit Umsteigen, und einem Jetlag, der mich schwindelig machte, mühsam aufwachte: Ich kam aus Bogotá, wo es sieben Stunden früher ist als hier. Hier, das ist Berlin an den Ufern des Wannsees. Seit ich einmal nachts durch die Flüsse und Bäche des Paraná-Deltas gerudert bin, weiß ich, dass Flüsse, Bäche, Seen und Lagunen selber Tiere sind, die aus Wasser und aus vielen Tieren bestehen, und wegen dieser Kanufahrten hat der Wannsee in meinen Augen einen Rücken, und wegen der Sonne und dem Wind sehe ich ihn schillern. Jetzt gerade ist der Rücken des Sees ein Sternenmeer. Und die Welpenblätter der Eiche schaukeln umgeben von goldenem Leuchten, mit strahlenden Adern, denn die Bäume kommen vom Himmel und den Sternen und machen Leben aus Licht. Das alles habe ich gesehen, als ich unausgeschlafen und mit einem gewaltigen Jetlag aufwachte, sodass ich auf einem Trip pflanzlicher Ekstase nach Kreuzberg aufbrach.

2.

Ob die Reise nach Kreuzberg als Erzählung über Kreuzberg zählt? Ich ignorierte die schlechte Laune der Fahrkartenverkäuferin wegen dieses Fahrgasts, der kein Deutsch versteht – vermutlich laufen nicht so viele Ausländer in Wannsee herum, da das Ausländersein gewöhnlich zum

Stadtzentrum drängt – und suche eine Weile die „stamp the ticket“-Machine. Bis ich in den richtigen Zug stieg, aus dem Fenster schaute und noch begeisterter war als zuvor: Dort neben den Gleisen steht ein Wald. Der Wald in Nikolassee verknüpfte sich an diesem Morgen in meinem Kopf mit der Eiche vor meinem Fenster und mit allem, was ich in letzter Zeit über die Pflanzenwelt gelesen habe, diese Welt, die unsere erschafft: Die Pflanzen sind die einzigen Wesen, die keine anderen fressen, die nur Sonne und Wasser und Licht aufnehmen und uns allein daraus die Luft machen, die wir atmen. Der italienische Philosoph Emanuele Coccia sagt über die Pflanzen, dass „durch und über sie unser Planet eine laufende Kosmogonie, die kontinuierliche Genese unseres Kosmos“ ist.

Diese Betrachtung der Pflanzen- und der Tierwelt, die Liebe zu ihnen, führte mich vor einiger Zeit dazu, mich mit dem *Animal Turn* und ähnlichen Lektüren zu beschäftigen, und die feinen Wimpern meiner Tiere und derer, die nicht meine sind, zu studieren, ihre tanzenden Körper und die Lebensfreude, die sie selbst ins Leben bringen, ihr stummes und gegenwärtiges Sein, dies alles begann mir Dimensionen des Denkens und Kräfte zu eröffnen, von deren Existenz ich bis vor Kurzem noch nichts ahnte. Das verkomplizierte mir auch den Spaziergang durch die Markthalle: Seit ich die Tiere gesehen habe, wie sie sind, fühlende Wesen, die genauso viel Recht auf Leben haben wie wir, und seit ich die endlose, unerbittliche Hölle gesehen habe, der sie die Lebensmittelindustrie unterwirft, kann ich die Salamis, die von den charmanten Hipster-Ständen hängen, nicht mehr essen. Sie sind charmant und hipstermäßig auf die gleiche Weise, sogar mit der gleichen Dekoration, wie all die kleinen Kneipen und Restaurants, die in den gentrifizierten Stadtteilen der westlichen Städte blühen, oder zumindest in denjenigen, die ich kenne, nicht so viele, aber doch einige. „Hipster“ sagte Lucy Fricke, meine Gastgeberin bei diesem Stadtspaziergang, über die drei Typen, von denen ich nicht ganz verstanden habe, ob sie die Eigentümer des Marktes sind, aber ich habe verstanden, dass sie die Macht haben zu entscheiden, was hier drinnen passiert. Sie erzählte mir die Geschichte von dem Kiezwiderstand, der verhindert hat, dass aus der Markthalle ein großer Supermarkt gemacht würde. Und von dem Widerspruch, den sie heute empfindet, wo ein Teil der Kreuzberger nicht die biologischen Lebensmittel bezahlen kann, die auf ihrem Markt verkauft werden und die drei Hipster

den Aldi aus ihrem Gebiet vertreiben wollen.

Aber weder die Hipster noch die Lebensmittelindustrie noch die Gentrifizierung werden mir den Tag verderben: die Eiche beim Aufwachen, der Wald in Nikolassee, die vielen Bäume und Blumen auf dem Weg durch Kreuzberg, den Lucy uns bahnt, und das Leben am Kanal, der beinahe an ihrer Haustür langfließt: Gerade als wir ihn überquerten, und eine Menge von Leuten aller Farben mit uns, zog unter der Brücke eine Schar Enten und Schwäne verschiedener Alters und unterschiedlicher Farben vorbei, so gelassen, so schön zogen sie vorbei, dass es schien, als würden sie mit ihrer reinen Anwesenheit allem einen Sinn geben. Was für einen anderen Sinn könnte das Leben haben? Die Entfaltung der Kraft des Körpers und die Würde ihn zu bewegen, wie und wann und wohin der Körper es will. Und das machten auch wir drei, uns begleitete Natalia Laube, die an diesem Tag unsere Dolmetscherin war, während das Gespräch angenehm floss. Lucy erzählte uns von der Tradition des zähen Widerstands, den das Viertel zu leisten vermochte, und das Viertel illustrierte es uns: Die Durchsichtigkeit der Fensterscheiben am Hotel Orania ist von ein paar ordentlichen Steinwürfen in der schönen Form von Spinnennetzen durchkreuzt, mit einem dichten, mehr oder weniger runden Zentrum und einen Fluchtradius bildenden Linien, der dünner wird, bis er verschwindet. Die Zeichnung der Steineinschläge erinnerte mich an einen Stadtplan. Auch Städte sind Einschläge.

Auf der anderen Seite der Fensterscheiben vom Orania winkte ein Paar Lucy zu und wir gingen auf einen Kaffee hinein. Der Eindruck der Einschläge löste sich auf in einer Atmosphäre des bürgerlichen Wohlgefühls, ähnlich der Protest- und Straßenkunst in Museen, wie die Siebdruckplakate der Serigrafistas Populares im MALBA, um ein Beispiel aus Buenos Aires zu nennen. Man müsste sich widersetzen und in dieser Mehrdeutigkeit einen Aufstand anstiften: So liegen die Dinge in einem großen Teil der Welt, scheint mir. Unsere nächste Station, das Bethanien, wird mich nicht widerlegen, ein ehemaliges lutherisches Krankenhaus, in den Siebzigern besetzt, verwandelt in Museum und Kulturzentrum, mit einem schönen Restaurant und seinen Ausstellungsräumen mit verschiedenen Werkstätten: Widerstand und Gourmet zugleich.

Ich hielt bei der Linde inne, die zwischen vielen anderen Bäumen mehr oder weniger neben dem Eingang steht: Ihr breiter Stamm, ihre Blätter, grün und glänzend auf einer Seite, silbrig und haarig auf der andern, ich stellte mir ihre unterirdischen Verbindungen mit den anderen Bäumen vor, mit den nahen und fernen, in Nikolassee und an den Ufern des Wannsees, in allen Parks und Wäldern, welche die Berliner vor der kriminellen Gefräßigkeit des Spätkapitalismus retten konnten; ich stellte mir ihre weißen Wurzeln unter der feuchten und dunklen Erde vor, entstanden aus winzigen Samen, die aber energisch der Schwerkraft entgegen den Grund durchdringen und schließlich einen Boden für Berlin flechten. Der Gedanke gefiel mir, eine Stadt, gestützt auf den Boden, den die Bäume tragen, der verteidigt und schützt, ein System der Zusammenarbeit verschiedener Spezies, eine Schönheit, ein Wunsch für die Welt, der mir gewissermaßen in den Prinzessinnengärten vorgeführt wird: das Grundstück inmitten des Viertels, das einen aus der Stadt entführt, mit Gemüse und Blumen, Bäumen mit dünnen und geraden Stämmen, Bienenstöcken. Es ist ein Gemeinschaftsgarten. Es finden sich verschiedene Slogans. Der, der mir am meisten aufgefallen ist, wie könnte es auch anders sein, wenn man aus einem Land kommt, das keinen anderen ökonomischen Antrieb als brutalste Ausbeutung hat, lautet: „Grow commons not commodities“.

Ich denke an den gesamten Planeten, fühle ihn, der von dem Raub des Gemeinsamen betroffen ist, von der Aneignung des Gemeinsamen durch ein paar Arschlöcher, die Vertreibung, Leiden und Aussterben von so vielen und so vielem nur für höherer Renditen verursachen, an dieses Anthropozän, das als Zukunft nichts bietet, außer das Ende des Lebens selbst. Wie ich so im Gemeinschaftsgarten eine Zwiebel betrachtete, die grünen, langen Blätter, die sich von der blanken, aus der braunen Erde herausragenden Knolle nach oben recken, und die Bienen, die mit dem Summen ihrer rasend schnellen Flügel ein- und ausflogen, erinnerte ich mich an die Vorstellung vom Paradies (das heißt die Postapokalypse) bei Thomas von Aquin (das heißt im Christentum): „Bei der Erneuerung der Welt werden die Sterne im Himmel heller sein und durch die Reflektion auch die Körper auf der Erde; nicht alle gleichermaßen, sondern jeder seiner Haltung entsprechend. Dann werden weder Tiere noch Pflanzen notwendig sein, weil sie geschaffen waren, um das Leben des Menschen zu erhalten.“

Das christliche Paradies ist ein von der Sonne verbrannter Felsen und zu dieser Wüste führen uns wohl die gegenwärtigen Entwicklungen, und gegen diese Wüstenbildung leisten die Völker der noch nicht vom Raubbau erschlossenen Gebiete die am meisten beeindruckende, blutige, epische und ignorierte Arbeit. In den Städten arbeiten diejenigen, die sich gegen die Rodung ihrer Wälder wehren, solange es sie noch gibt, und diejenigen, die gegen die Privatisierung von Räumen aktiv werden, die Gemeinschaften, die sich eben für das Gemeinsame organisieren. Und gegen diese Wüstenbildung sind alle Steinwürfe willkommen. Es wird wohl an diesen Dingen liegen, dass es sich in Kreuzberg gut atmen lässt.